

# Der Heilsweg bei Meister Eckhart

Versuch einer Annäherung aus buddhistischer Sicht  
von Shanti R. Strauch

*Willst du den Kern haben,  
so musst du die Schale zerbrechen.  
(Predigt 24)*

Eckhart von Hochheim (~1260 - 1328), bekannt als Meister Eckhart oder auch Ekehart, war ein bedeutender spätmittelalterlicher Theologe und Philosoph. Für Buddhisten ist er besonders interessant, weil er einen Erleuchtungsweg lehrt, der durch radikale Enthftung von allen Gottesbildern und Heilserwartungen gekennzeichnet ist. Gott ist nicht in der Kirche zu finden, sondern im eigenen Seelengrund, in der Stille, in der Gelassenheit und in der inneren Abgeschlossenheit. Nur wer alle weltlichen Anhaftungen löst und sich auch mit geistigen Idealen nicht identifiziert, kann zur höchsten Wahrheit erwachen.

Eckhart hat zu Lebzeiten viele Hörerinnen und Leser aufs Höchste begeistert, die kirchlichen Behörden jedoch so provoziert, dass kurz nach seinem Tode seine Schriften verboten worden sind. Dessen ungeachtet oder gerade deswegen fanden seine Thesen in Raubdrucken und Flugblättern weite Verbreitung. Ob oder wie weit man im Volke seinen Gedanken geistig nachfolgen konnte, ist freilich eine andere Frage.

Das Leitbild der christlichen Kirche war und ist ja der Sohn Gottes, der im Vollzug eines unbegreiflichen Gnadenaktes aus himmlischer Vollkommenheit ins elende Menschendasein herabsteigt, um hier auf Erden mit seinem Kreuzestod die Sünden der Menschheit abzubüßen. Demgemäß besteht der von der Kirche gelehrte Heilsweg im Glauben an die göttliche Mission Jesu Christi und der Hoffnung auf die erlösende Kraft göttlicher Gnade. - Ganz anders Eckhart. Sein Leitbild ist nicht der Mensch gewordene Gott, sondern der Gott gewordene Mensch. Für ihn liegt der Schwerpunkt nicht im Glauben, sondern im Erkennen, und nicht ein Gnadenakt überweltlicher Kräfte führt zur Erlösung, sondern das Erschließen des eigenen Inneren. Wie Buddha legt also auch Meister Eckhart den Hebelpunkt zur Befreiung in den Menschen selbst hinein und sucht ihn nicht außerhalb.

Auf den ersten Blick scheinen sich Kirchendogma und Eckharts Lehre gegenseitig auszuschließen, das ist aber von Eckhart nicht beabsichtigt. Eckhart will nicht die Glaubensgrundlagen zerstören. Sein Anliegen ist es, dem über bloßen Glauben hinaus gereiften Christen den Weg zu tieferer Gotteserfahrung und Wirklichkeitserkenntnis zu weisen. Glauben ist für ihn eine erste Hinwendung zum göttlichen Ursprung; näher kommt man ihm im Erkennen und Durchschauen der geistigen Gesetze, deren Anwendung dann im unmittelbaren Erleben der Wahrheit ihren Höhepunkt und Abschluss findet.

Die in den Evangelien geschilderte Geburt des Gottessohnes auf Erden ist für Eckhart ein symbolhaftes Geschehen, geknüpft an ein geschichtliches Ereignis, lokalisierbar in Raum und Zeit. Die eigentliche Geburt des Sohnes vollzieht sich in einem raum- und zeitlosen Nun, in einem ewigen Akt des Gebärens und Geborenwerdens in der Seele. Es ist die Geburt der Wahrheit im Bewusstsein, ein evolutionäres Geschehen, bei dem sich das beschränkte, kreatürliche Bewusstsein zu göttlicher Wesenhaftigkeit weitet.

Die aufwärts gerichtete Entwicklung ist aber nur ein Aspekt des Evolutionsprozesses, der nach Eckharts Worten „wie ein aus sich selbst rollendes Rad seine Bewegung im Umschwung immerfort in die Ruhe zurücknimmt“. Ein Anfangspunkt dieses Kreislaufs ist nicht zu erkennen. Die Wissensentfaltung startet und durchläuft immer wieder einen Ur-Zustand absoluten Nichtwissens, in dem es nichts zu wissen gibt, weil in diesem Zustand keinerlei Unterschiedenheit vorhanden ist.

„Als ich in meiner ersten Ursache stand, da hatte ich keinen Gott, und da war ich Ursache meiner selbst. Ich wollte nichts, ich begehrte nichts, denn ich war ein lediges Sein und ein Erkenner im Genuss der Wahrheit. Hier stand ich Gottes und aller Dinge ledig.“

Dieses ledige Sein, das unberührt von allem Geschaffenen und frei von allem Schöpferdrang in sich selbst ruht, ist ein Zustand ungebundener Wachheit, vergleichbar etwa dem buddhistischen Nirvana. Auch im Nirvana gibt es keine Objekte und kein Begehren. Nirvana wäre, wenn man es denn kennzeichnen wollte, allenfalls pures in sich ruhendes Sein, jedenfalls nicht Bewusstsein von irgendetwas.

Bewusstsein entsteht im Vollzug jenes ersten Schöpfungsaktes, der das ungeteilte Sein in Wissen und Gewusstes, in Subjekt und Objekt, in Schöpfer und Geschöpf spaltet. In diesem ersten Bewusstsein hat der Schöpfergeist nur ein einziges Objekt. Im östlichen Geistetraining wird die Sammlung auf ein einziges Objekt als Einspitzigkeit (*citt'ekaggatâ*) bezeichnet. Diese hohe Konzentrationsstufe (*jhâna*) wird als außerordentlich friedvoll und machtvoll erlebt, ein wahrhaft göttlicher Zustand. In Verbindung mit Klarblick (*vipassanâ*) könnte das Objekt jederzeit bewusst losgelassen und das reine ungeteilte Sein zurückgewonnen werden. Doch das Verweilen in der machtvollen, erhabenen Ruhe der *Jhânas* ist extrem verlockend. Andererseits bedarf es erheblicher Übungserfahrung, diesen Zustand stabil zu halten; über kurz oder lang lässt die Konzentration nach und es folgt die Zerstreuung. Im alltäglichen Bewusstwerdeprozess, der zum großen Teil ungesammelt und undurchschaut abläuft, ist die Aufspaltung und Differenzierung des Bewusstseins etwas völlig normales. Im Buddhismus heißt dieser Vorgang „*papañca*“, d. h. Ausbreitung oder Projektion; ohne *papañca* könnten sich z. B. Sinnesempfindungen, die im Leib lokalisiert sind, nicht zu Außenwelt-Wahrnehmungen auswachsen.

Gott, einmal zum Bewusstsein seiner selbst gekommen, erschafft die Welt nach seinen Wünschen. In fortlaufenden Schöpfungsakten ergießt sich die Schöpferkraft in die Vielfalt der Objekte. Doch mit jedem Schöpfungsakt ist unausbleiblich auch eine Zerstreuung der Aufmerksamkeit, eine tiefere Spaltung des Bewusstseins, eine zunehmende Entfremdung verbunden. Gott verstrickt sich in seine Schöpfung, die bald ihr Eigenleben entfaltet und sich um Gottes Wünsche und Weisungen wenig kümmert. Vorlieben und Abneigungen verdunkeln das göttliche Bewusstsein, verletzter Stolz, Ärger und Rachedgedanken kommen hinzu, aus innerem Druck lässt man sich zu fragwürdigen Handlungen hinreißen, so schreitet der Abstieg unaufhaltsam fort. Der ursprünglich weltüberlegene gesammelte Geist, durch Zerstreuung verwirrt und ohnmächtig geworden, wird zunehmend abhängiger von der Welt, will schließlich von anderen geglaubt, bestätigt, geliebt und angebetet werden. Zuletzt macht sich Gott selbst zum Opfer, zu einer in die Welt geworfenen Kreatur. Wie weit dieser Abstieg in die Tiefe führen muss, mag offen bleiben, jedenfalls beschreibt dieser Mythos das allmähliche Driften aus göttlicher Seinsfülle in den normalen menschlichen Bewusstseinszustand. Wir alle zusammen und jeder Einzelne für sich ist dieser zerstreute, zersplitterte, nahezu ohnmächtig gewordene Gott, der sich selber kaum kennt und im Nächsten nicht wiedererkennen kann. Gott existiert vielleicht noch für manche Menschen als äußeres Geistwesen, ist oft nur ein leerer Begriff.

Diesem Abstieg des Bewusstseins aus der göttlichen Einheit in die kreatürliche Mannigfaltigkeit wirkt nun aber zunehmend ein Faktor entgegen, der diese Bewegung abbremsst, zum Halten bringt und schließlich in die entgegengesetzte Richtung umleitet: die Erkenntnis der vergänglichen, unbefriedigenden, leeren Natur alles Geschaffenen. Irgendwann erkennt man das Unheil der Zerstreung. Es folgt die große Umkehr; das Subjekt löst seine Verhaftungen an die Objektwelt, um sich zurückzuschwingen in sein wahres ursprüngliches Wesen, das es nach Eckhart ewig gewesen ist und auch ewig sein wird. Bei seinem Rückweg aus der Ich- und Kreaturgebundenheit in sein innerstes Wesen sollte der Mensch aber nicht bei Gott stehen bleiben, sondern, nach Eckharts Worten, durch Gott hindurch brechen in das ureine, ewige, übergöttliche Vernunftsein.

Dieser Durchbruch, das Wiedererwachen im Ursprung, steht nun aber erst ganz am Ende der Bewusstseins-Evolution. Zunächst einmal gilt es, das Gottesbewusstsein zurückzugewinnen. Was versteht Eckhart darunter? Im 29. Sermon des Opus sermonum sagt er:

„Gott ist eins, und es gibt außer ihm nichts, das wahrhaft eins ist, weil es nichts Geschaffenes gibt, das seinem Sein nach reiner und ausschließlicher Intellekt ist. Und da er Intellekt oder Erkennen ist, und zwar reines Erkennen ohne Beimischung irgendeines andern Seins, so ruft dieser einzige Gott durch sein Erkennen die Dinge ins Sein, eben weil ihm alles Sein Erkennen ist. So viel nun irgendetwas an Erkenntnis oder Erkenntnisvermögen besitzt, so viel besitzt es von Gott. Daher ist Gott nirgend und niemals als Gott vorhanden außer im Intellekt.“

Eckhart betont hier, dass Gott kein absolutes Sein außerhalb des Bewusstseins haben kann, sondern stets in diesem in Erscheinung tritt. Der Urgrund kennt keinen Gott, und alles weitere spielt sich im Bewusstseins ab. Die Idee eines außerhalb des Bewusstseins existierenden Gottes ist eben nur eine Idee, keine erfahrbare Wirklichkeit.

Die erste Differenzierung des Urgrundes, der in sich selber noch ungeteilt, ungeboren und frei von jeglicher Aktivität war, nennt Eckhart die Gottesgeburt. Der Zustand unmittelbar davor, Gott sozusagen im status nascendi, ist ein Ich-Bewusstsein uneingeschränkter Freiheit und Machtfülle:

„Mein wesentliches Sein ist oberhalb von Gott, sofern wir Gott als Beginn der Kreaturen fassen. In jenem Sein Gottes nämlich, wo Gott über allem Sein und über aller Unterschiedenheit ist, dort war ich selber, da wollte ich mich selber und erkannte mich selber, willens, diesen Menschen (= mich) zu schaffen. In meiner ewigen Geburt wurden alle Dinge geboren, und ich war die Ursache meiner selbst und aller Dinge; und hätte ich gewollt, so wäre weder ich noch wären alle Dinge; wäre aber ich nicht, so wäre auch Gott nicht. Dass Gott Gott ist, dafür bin ich die Ursache, wäre ich nicht, so wäre Gott nicht Gott.“

Sätze wie diese, gesprochen in einer öffentlichen Predigt (Quint Nr. 32) waren für die mittelalterliche Kirchenbehörde eine unerträgliche Blasphemie. Hätte sich Eckehart nicht vorsichtiger ausdrücken können? Beim Buddha hört sich das so an: „In diesem mit Wahrnehmung und Bewusstsein begabten Körper ist die Welt enthalten, die Entstehung der Welt, die Auflösung der Welt, und die Vorgehensweise, mit der die Welt zur Auflösung kommt.“ (Anguttara Nikâya IV,45) Im indischen Mythos erscheint bei der Weltentstehung als erstes Brahma, der sagt: Ich bin! Alles Nachfolgende entsteht synchron mit Brahmas Wünschen. Ob nun der Kosmos durch Brahma erschaffen wird oder sich von allein ausbreitet, mag offen bleiben, jedenfalls hat Brahma den Eindruck, er sei allmächtig und erschaffe die Welt. An anderer Stelle erwähnt der Buddha, er selbst hätte viele Male den

Brahma-Zustand durchlaufen (Anguttara Nikâya VII,58,II), jedoch vermied er eine Positionierung oberhalb Brahmas und damit die Provokation der Brahmanen. Die Brahmaviharas, brahmagleiche Bewusstseinszustände, waren in Indien schon lange vor Buddha bekannt. Doch ohne Durchblick durch den geistigen Gestaltungsprozess wird auch den Brahma-Yogis Buddhas Aussage unverständlich geblieben sein. Die Begriffe, Bilder und Gleichnisse, in denen ungewöhnliche Erfahrungen mitgeteilt werden konnten, waren im christlich Mittelalter andere als tausend Jahre zuvor im alten Indien, wo eine breit gefächerte Übungspraxis das Verstehen noch erleichterte. Jedenfalls folgt hier wie dort und heute wie damals der Bewusstwerdeprozess denselben Entfaltungsgesetzen, wie immer man sie formulieren mag. Jeder ist eingeladen - ehipassiko, komm und sieh! sagt der Buddha - durch geeignete Übungen wie z.B. mittels Vipassanâ-Meditation sich die tieferen Ebenen des Bewusstseins wieder zu erschließen.

In Eckeharts Redeweise kennzeichnet Gott zunächst ein machtvolles Selbstbewusstsein, das sich in seiner Schöpferkraft genießt und nach außen hin Aktivität entfaltet. Im Spiegel der Schöpfung erkennt dann der aktive Teil des Bewusstseins, der Geist, seine eigene Schöpfer-Natur und hält inne. In der Rückflussbewegung ist Gottesbewusstsein gekennzeichnet durch eine Zunahme von Wissen. Eckhart unterscheidet zwei Arten von Wissen, die sog. Abenderkenntnis und Morgenerkenntnis (Buddhisten würden sagen, weltliches und überweltliches Wissen):

„Erkenntnis ist ein Licht der Seele, und alle Menschen begehren von Natur nach Erkenntnis, denn selbst böser Dinge Erkenntnis ist gut. Nun sagen die Meister: Wenn man die Kreatur in ihrem eigenen Wesen erkennt, so heißt das eine Abenderkenntnis, und da sieht man die Kreaturen in Bildern mannigfaltiger Unterschiedenheit. Wenn man aber die Kreaturen in Gott erkennt, so heißt das eine Morgenerkenntnis, und auf diese Weise schaut man die Kreaturen ohne alle Unterschiede und aller Bilder entbildet in dem Einen, das Gott selbst ist.“

Die Abenderkenntnis gewinnt also Wissen über die Objekte des Bewusstseins, die Morgenerkenntnis Wissen über deren gemeinsamen Ursprung. Ob nun jemand die Morgenerkenntnis verwirklicht hat, dafür gibt es ein Merkmal:

„Man muss nämlich wissen“, sagt Eckhart, „dass diejenigen, die Gott unverhüllt erkennen, mit ihm zugleich alle Kreaturen erkennen.“

Entsprechendes sagt auch das Buddhawort: „Der Heilige ist ein Kenner der Welt“. Der von Verblendung Geheilte kennt den Ursprung, kennt sich selbst und erkennt sich in aller Kreatur wieder.

„Gott ist allen Kreaturen gleich nahe. Der weise Mann sagt: Gott hat seine Netze und Stricke über alle Kreaturen ausgebreitet, so dass man ihn in einer jeglichen finden und erkennen kann, wenn man's nur wahrnehmen will. Nur der erkennt Gott recht, der ihn in allen Dingen gleichermaßen erkennt. Jegliche Kreatur ist Gottes voll und ein Buch, und wer dieses Buch recht studiert und zu echter Erkenntnis der Natur vordringt, der braucht keine Predigt.“

Der letzten Aussage entspricht die Mahnung des Buddha, nicht dem Hörensagen, der Überlieferung, dem Gutdünken zu folgen, sondern lebendiges, verlässliches Wissen aus der eigenen Übungspraxis zu gewinnen. Der buddhistische Weg zum Ungeschaffenen, die Praxis des Edlen Achtfachen Pfades, durchläuft ja drei Übungsbereiche: die Entfaltung von Tugend, von Sammlung, von Wissen. Unter buddhistischer Perspektive betrachtet haben wir bislang den Bereich Wissen im Blick gehabt. Gibt es Vergleichbares auch im Bereich der

Tugend? Wir dürfen wohl annehmen, dass Meister Eckhart die Einhaltung der Zehn Gebote als Grundlage sittlichen Handelns voraussetzt, dies ist ihm vermutlich selbstverständlich, keiner besonderen Erwähnung wert. Er fasst das Problem sittlichen Handelns sogleich schärfer und fragt:

„Warum heißt ein Werk ein heiliges Werk und ein seliges Werk und ein gutes Werk? Das Werk selbst ist weder heilig, noch selig noch gut. Gutheit, Heiligkeit und Seligkeit - das sind letztlich bloße Benennungen des Werkes, nicht aber sind sie sein eigen. Warum? Ein Werk als Werk, das geschieht nicht aus sich selbst heraus, es geschieht auch nicht um seiner selbst willen, es weiß doch gar nichts von sich selbst, wie sollte es da an sich gut sein? Darum ist es überhaupt weder selig noch unselig; der Geist vielmehr, aus dem das Werk geschieht, entledigt sich im Wirken des ihm inwohnenden Bildes, und sofern er durch diese Entledigung seliger und besser geworden ist, als er vorher war, kann man von einem guten Werk sprechen.“

Gut und schlecht sind für Eckhart konventionelle Begriffe; viel wesentlicher für ihn ist die Frage, welche Geisteshaltung dem Wirken zugrunde liegt und in welcher Richtung der Geist sich im Wirken entwickelt. Mit buddhistischen Worten: er unterscheidet heilsames und unheilsames Wirken. Jedes Werk wirkt nach Eckhart auf den Geist zurück und hinterlässt in ihm eine bleibende Spur:

„Die Werke sind weder gut noch heilig noch selig, sondern der Mensch ist selig, in dem die Frucht des Werkes bleibt - nicht als Werk, sondern als eine gute Beschaffenheit im Geiste. Seht, auf solche Weise ward nie ein gutes Verhalten verloren, noch auch die Zeit, in der es geschah. Alle, die dem widersprechen, haben nicht begriffen, was Geist ist und was Werk und Zeit in sich selber sind und in welcher Weise das Werk zum Geiste in Beziehung steht, sonst könnten sie mitnichten behaupten, dass irgend ein gutes Werk oder Verhalten je verloren ginge oder gehen könnte. Geht auch das Werk mit der Zeit dahin und wird zunichte - es wird doch so, wie es zum Geist in seinem Sein in Beziehung steht, niemals zunichte. Die Kraft des Werkes, um derentwillen das Werk geschah, bleibt im Geiste und kann so wenig vergehen wie der Geist selbst, denn er ist diese Kraft selbst.“

Wohl jedem Buddhisten ist klar, dass es sich hier um eine völlige Entsprechung zur Karmalehre handelt. In Kürze gesagt lehrt Meister Eckhart genau wie Buddha, dass der Mensch in jedem Augenblick das Resultat seines Wirkens ist. Das Grundgesetz der buddhistischen Praxis, zur täglichen Erinnerung anempfohlen, lautet ja:

„Ich bin der Eigner und Erbe meines Wirkens, geboren aus meinem Wirken, gestützt durch mein Wirken, gehalten von meinem Wirken. Wie immer mein Wirken sein mag, gut oder übel, so wir mein Erbe sein.“

Die Leute, sagt Meister Eckhart, sollten gar nicht so viel darüber nachdenken, was sie tun sollten; vielmehr sollten sie darauf achten, in welcher Verfassung sie wären. Denn:

„Wären die Leute gut und ihre Weise, so könnten ihre Werke hell leuchten. Bist du gerecht, dann sind auch deine Werke gerecht. Nicht gedenke man Heiligkeit zu gründen auf ein TUN, man sollte Heiligkeit vielmehr gründen auf ein SEIN, denn die Werke heiligen nicht uns, sondern wir sollen die Werke heiligen. Daher soll sich der Mensch nicht betrüben, solange er sich in einem guten Willen befindet, ihn aber nicht in Werken zu vollbringen vermag, auch soll er sich dann nicht als fern von der Tugend achten, denn die Tugend und alles Gute liegt im guten Willen. Andererseits: Wenn ich auch nimmer ein böses Werk täte, aber einen bösen Willen habe, so habe ich die

Sünde, wie wenn ich die Tat getan hätte. Ja, ich könnte in einem entschiedenen Willen so große Sünde tun, wie wenn ich die ganze Welt getötet hätte, ohne dass ich dabei doch je eine Tat ausführte. Weshalb sollte Entsprechendes nicht auch dem guten Willen möglich sein? Das Gute ist nicht minder mächtig zum Guten als das Böse zum Bösen.“

Zum Vergleich sei ein Buddhawort zitiert: „Den Willen (cetanâ), ihr Mönche, nenne ich die Tat, denn wie der Wille aufgestiegen ist, so wirkt man die Tat, sei's in Werken, Worten oder Gedanken.“ (A. VI, 63) - Eckhart fährt nun fort:

„Nun könntest du fragen, wann der Wille ein rechter Wille sei. Dann ist der Wille vollkommen und recht, wenn er ohne jede Ich-Bindung ist und wo er sich seiner selbst entäußert hat und in den Willen Gottes hineingebildet ist.“

Die Ich-Bindung kann allerdings nur soweit aufgegeben werden, wie sie als leidbringend erkannt wird, und das Erkenntnisvermögen der Menschen ist sehr unterschiedlich. Die Enthftung beginnt mit dem Aufgeben übelster Gewohnheiten, allmählich erkennt und löst man subtilere Verhaftungen. Wie der Buddha seine Lehrhilfe der jeweiligen Reife seiner Zuhörer anpasste, so finden wir auch bei Eckhart Predigten von sehr unterschiedlichem Schwierigkeitsgrad. Hören wir einige Absätze aus einer Predigt, die vielleicht gerade unsere Enthftungspraxis betreffen könnte:

„Die Leute sagen: 'Ach, ich möchte so gern, dass auch ich so gut zu Gott stünde und ebenso viel Andacht hätte und Frieden mit Gott, wie andere Leute haben' oder: 'Mit mir wird's niemals recht, wenn ich nicht da oder dort bin oder dieses oder jenes tue, ich muss in der Fremde leben oder in einer Klause oder in einem Kloster.' - Wahrlich, darin steckt überall dein Ich und sonst gar nichts. Es ist der Eigenwille, wenn zwar du's auch nicht weißt oder es dich auch nicht so dünkt: Niemals steht ein Unfriede in dir auf, der nicht aus dem Eigenwillen kommt, ob man's nun merke oder nicht. Wer da meint, er müsse dies fliehen und jenes suchen, etwa diese Stätten und diese Leute oder diese Betätigung - nicht das ist schuld, dass dich die Dinge hindern: du bist es vielmehr selbst in den Dingen, was dich hindert, denn du verhältst dich verkehrt zu den Dingen. Darum fang zuerst bei dir selbst an und lass dich. Wahrhaftig, fliehst du nicht zuerst dich selbst - wohin du sonst fliehen magst, da wirst du Hindernis und Unruhe finden, wo immer es auch sei. Die Leute, die da Frieden suchen in äußeren Stätten oder in Weisen, bei Leuten oder in Werken, in der Fremde oder in freiwilliger Armut oder in Erniedrigung - wie eindrucksvoll es auch sei, das ist dennoch alles nichts und gibt keinen Frieden. Sie suchen völlig verkehrt, die so suchen. Je weiter weg sie in die Ferne schweifen, um so weniger finden sie, was sie suchen. Sie gehen wie einer, der den Weg verfehlt: Je weiter der geht, umso mehr geht er in die Irre. Aber, was soll er denn tun? Er soll zuerst sich selbst lassen, dann hat er alles gelassen. Fürwahr, ließe ein Mensch ein Königreich oder die ganze Welt, behielte aber sich selbst, so hätte er nichts gelassen. Lässt der Mensch aber von sich selbst ab, was er dann auch behält, sei's Reichtum oder Ehre oder was immer, so hat er alles gelassen.“

Eckhart belässt es nicht bei bloßen Appellen, er gibt praktische Anweisungen, wie die Ich-Bindung nach und nach aufgehoben werden kann. Diese schrittweise Enthftung hat nichts mit Askese zu tun. Den ewigen Zweiflern, die über allem Für und Wider in bloßen Vermutungen stecken bleiben und den Segen des Heilsweges nicht selbst erfahren haben, hält Eckhart entgegen:

„Niemand soll glauben, dass es schwer sei, hierhin zu gelangen, wenngleich es

schwer klingt und auch schwer ist am Anfang und im Absterben gegenüber allen Dingen. Aber, wenn man erst einmal hineinkommt, so hat es nie ein leichteres, lustvolleres und liebenswerteres Leben gegeben.“

Was also ist zu tun?

„Der Mensch soll zu allen seinen Werken und bei allen Dingen seine Vernunft aufmerksam gebrauchen und bei allem ein einsichtiges Bewusstsein von sich selbst und seiner Innerlichkeit haben.“

Nun also betreten wir bereits das Gebiet der Sammlung, und zwar geht es hier, um in buddhistischen Begriffen zu reden, um die Entfaltung der Rechten Achtsamkeit (sammâsati). Eckhart fährt fort:

„Traun, dazu gehört Eifer und Hingabe und ein genaues Achten auf des Menschen Inneres und ein waches, wahres, besonnenes, wirkliches Wissen darum, worauf das Gemüt gestellt ist unter den Leuten. Dies kann der Mensch nicht durch Fliehen lernen, indem er vor den Dingen flüchtet und sich äußerlich in die Einsamkeit kehrt; er muss vielmehr eine innere Einsamkeit lernen, wo und bei wem er auch sei. Man muss lernen, mitten im Wirken innerlich ungebunden zu sein. Dazu gehören zwei Dinge: das eine, dass sich der Mensch innerlich wohl verschlossen halte, auf dass sein Gemüt geschützt sei vor den Bildern, die draußen stehen, damit sie außerhalb seiner bleiben und nicht in ungemäßer Weise mit ihm wandeln und umgehen und keine Stätte in ihm finden. Das andere, dass sich der Mensch weder in seine inneren Bilder, seien es nun Vorstellungen oder ein Erhobensein des Gemütes, noch in äußere Bilder oder was es auch sein mag, zerlasse noch zerstreue noch sich an das Vielerlei veräußere. Daran soll der Mensch alle seine Kräfte gewöhnen und darauf hinwenden und sich sein Inneres gegenwärtig halten.“

In bewundernswürdiger Klarheit erfasst dieser Predigtabschnitt das Wesen der buddhistischen Achtsamkeitsübung, der Satipatthâna. Der Buddha nannte die Entfaltung der Achtsamkeit den ekamaggo, den einzigartigen Weg, und auch Meister Eckhart misst ihr vor allen Erkenntnismethoden die höchste Priorität zu, weil sie Weg und Ziel zugleich ist. Hinter ihr treten die beiden anderen Wege der Wahrheitsergründung, der Weg des aktiven Forschens und der Weg der kontemplativen Schau, zurück:

„Drei Wege hat die Seele zu Gott. Der eine ist dies: mit mannigfachen Methoden und brennender Wissbegierde in allen Kreaturen Gott zu suchen. Der zweite Weg ist ein wegloser Weg, wo man willen- und bildlos über sich und alle Dinge weithin erhoben und entrückt ist, wiewohl dieser Zustand doch keinen wesenhaften Bestand hat. Der dritte Weg heißt zwar Weg und ist doch ein Zuhause-Sein. Lausche denn auf das Wunder! Wie wunderbar: draußen stehen wie drinnen, begreifen und umgriffen werden, schauen und zugleich das Geschaute selbst sein, halten und gehalten werden - das ist das Ziel, wo der Geist in Ruhe verharrt, der lieben Ewigkeit vereint. Dies heißt: Gott zu schauen unmittelbar in seinem eigenen Sein.“

Schauen und zugleich das Geschaute selbst sein - dem entspricht genau die nâma-rupa-Dichotomie des Bewusstseinsindrucks (phassa), wo sich im fortwährenden Wechselspiel das Erkennen ins Erkannte hinein gebiert und dabei seiner selbst unbewusst wird, um sich kurz darauf in der Auflösung des Erkannten wiederzufinden. Das Umklappen vom Wissen zum Gewussten am Grunde unseres Bewusstseins vollzieht sich ohne jeden aktiven Zugriff ganz von selbst. In der Klarblicksübung kann sich diese Erfahrungsebene, die der alltägliche Bewusstwerdeprozess blitzartig durchläuft, zeitweilig stabilisieren. Die aktive

Aufmerksamkeit ist dabei zurückgenommen zugunsten von Offenheit und Hingabe, das Erleben als solches erscheint bis auf das Umklappen zeitlos, im Rückblick erweist es sich natürlich als vergänglich. Da diese elementare Ebene von jedem Bewusstwerdeprozess durchlaufen wird, sind die Umstände, unter denen die Erfahrung deutlich werden kann, im Prinzip ohne Belang. Ganz gleich, in welcher Verfassung sich der Yogi befindet, wenn er sich nur vertrauensvoll ins gegenwärtig Gegebene hinein fallen und tragen lässt. In Buddhas Worten heißt es: Nimm Zuflucht zu dir selbst. Bei Eckhart:

„Gott ist ein Gott der Gegenwart. Wie er dich findet, so nimmt und empfängt er dich, nicht als das, was du gewesen, sondern als das, was du jetzt bist.“

Wahrhaft zuhause sein kann nur, wer sich nicht selbst ein Fremder ist. Gotteserkenntnis ist tiefe Selbsterkenntnis. Wer Gott ertragen will, muss sich selbst in all seiner eigenen Unzulänglichkeit, Selbstsucht und Bedürftigkeit ertragen lernen. Sich selbst anzunehmen, erfordert Mut und Ehrlichkeit. All die mehr oder weniger raffinierten Spiele der Selbstbestätigung, mit denen wir uns und anderen vormachen, wie stark, intelligent, geistig fortgeschritten wir schon seien, sind Theater, inszeniert aus Angst vor der beschämenden, aber letztlich befreienden Selbsterkenntnis: Persönlichkeit - da ist doch gar nichts dahinter! Gott zu empfangen heißt offen und empfänglich zu werden wie eine leere Schale:

„Nun gib acht. Dann wird Gott in uns geboren, wenn alle Kräfte unserer Seele, die vorher gebunden und gefangen waren [in der Ich-Bindung], ledig und frei werden und in uns ein Stilleschweigen aller Absicht eintritt und unser Gewissen uns nicht mehr straft, dann gebiert der Vater seinen Sohn in uns.“

Wenn Gott seinen Sohn in den Tempel der Seele hinein gebären soll, dann muss dieser Tempel gründlich gereinigt sein von allem Schmutz der Unlauterkeit und des Selbstbetruges. Eckhart weist darauf hin, dass Jesus den Tempel nicht nur von den habgierigen Wechslern, sondern auch von den niedlichen Täubchen gereinigt habe. Mit feinstem Gespür entlarvt er die geheimsten Bindungen menschlichen Tun und Lassens, die versteckten Regungen der Ichsucht. Alles religiöse Eiferertum wie Haften an Regeln und Riten, Verlangen nach höheren Offenbarungen, Schwelgen in schönen Empfindungen und seligen Verzückungen lehnt er als Teufelsspott, als Selbsttäuschung ab, es versperrt den Zugang zur Wirklichkeitserkenntnis:

„Der Mensch muss lernen, nichts zu suchen, weder Nutzen noch Lust noch Innigkeit noch Süßigkeit noch Lohn noch Himmelreich noch eigenen Willen“.

Nur eines soll er suchen: die Wahrheit, die sich offenbart im Stilleschweigen aller Absichten, im Loslassen, in der Hingabe. Dieses Suchen ist kein gewöhnliches Suchen, so als ob die Wahrheit wie ein Ding unter anderen Dingen versteckt wäre und zwischen den Dingen gefunden werden könnte. Die Wahrheit existiert nicht neben den Dingen, sondern alle Dinge existieren aus ihr heraus. Deshalb ist die Wahrheit jederzeit und überall vorhanden und frei sichtbar für den Sehenden. Der Eigenwille aber macht den Menschen für sie blind. Eckhart sagt von der Wahrheit, sie sei so edel, dass, wenn Gott sich von der Wahrheit abkehren könnte, er sich an die Wahrheit heften und Gott fahren lassen würde. Aber Gott und Wahrheit sind ein ebenso untrennbares Paar wie Ich und Unwissenheit.

„Wenn der Tempel der Seele frei wird von allen Hindernissen, das heißt von Ich-Bindung und Unwissenheit, so glänzt er so schön und leuchtet so klar und lauter über alles hinaus und durch alles hindurch, das Gott geschaffen hat, dass niemand ihm mit gleichem Glanze zu begegnen vermag als einzig der ungeschaffene Gott.“



Und in voller Wahrheit: Diesem Tempel ist wirklich niemand gleich als der ungeschaffene Gott allein.“

Und Gott kann gar nicht anders, als in diesen Tempel Einzug zu halten, denn:

„So wie die Sonne die Luft erleuchten muss, wenn sie frei von Wolken ist, so muss der göttliche Seinsgrund sich dem menschlichen vermählen, wenn dieser frei und weit und entblößt daliegt.“

In seiner Predigt von der vollkommenen Armut schließlich treibt Eckhart seine Forderung nach Enthftung, Entbindung, Entwertung zum Äußersten. Ein wahrhaft entbundener Mensch muss *vollkommen* arm sein. Arm in diesem Sinne ist ein Mensch, der nichts hat, nichts will und nichts weiß. Ja, selbst dieses Nichtwissen soll er nicht wissen:

„Ein Mensch, der diese Armut haben soll, der muss so leben, dass er nicht einmal weiß, dass er weder sich selber noch der Wahrheit noch Gott lebe. Er muss vielmehr so ledig sein alles Wissens, dass er nicht wisse noch erkenne noch empfinde, dass Gott in ihm lebt - mehr noch: er soll ledig sein alles Erkennens, das in ihm lebt.“

Das Paradoxon löst sich, wenn wir uns an das Kapitel Wissen zu Beginn unserer Darstellung erinnern. Das Bewusstsein befindet sich hier in der letzten Phase seiner Evolution, Anfang und Ende der Entwicklung fallen zusammen, der Kreis schließt sich. Auf der letzten Stufe der Aufwärtsbewegung findet Gott im Bewusstsein keine Stätte mehr, in der er wirken könnte, denn dieses höchste Bewusstsein ist Gottes Bewusstsein, ist Gott selbst. Alle Unterschiedenheit zwischen Schöpfer und Geschöpf ist diesem Bewusstsein entschwunden; hier wirkt nur noch Gott allein in sich selbst und in der Wahrheit. In dieser Wahrheit aber erweist sich das absolute Nichtwissen als identisch mit der höchsten Weisheit:

„Wenn diese Weisheit mit der Seele vereint wird, so ist ihr aller Zweifel und alle Irrung und alle Finsternis genommen und sie ist versetzt in ein lauterer, klares Licht, das Gott selbst ist. Da wird Gott mit Gott erkannt in der Seele; da erkennt sie mit dieser Weisheit sich selbst und alle Dinge, und mit derselben Weisheit erkennt sie die väterliche Herrschermacht in ihrer fruchtbaren Zeugungskraft, und das wesenhafte Ur-Sein in einfaltiger Einheit ohne jegliche Unterschiedenheit. Da bin ich, was ich war, und da nehme ich weder ab noch zu, denn da bin ich eine unbewegliche Ursache, die alle Dinge bewegt.“

Wer diesem Ziel nahegekommen ist, den nennt Eckhart einen Gerechten, d.h. einen, der den Ursprung des Lebens in sich selbst entdeckt hat, der aus diesem Ursprung heraus lebt und im Bewusstsein seiner Verantwortlichkeit alles Lebende schützt und liebt. Aber gab es je einen Menschen, der dieses Ziel erreicht hat? Eckhart antwortet: Ja, zumindest einen, Jesus von Nazareth, genannt Christus. Für Eckhart ist das Leben Jesu ein hervorragendes, eindrucksstarkes Symbol des geschilderten Kreislaufs. Gott wurde, als ihm die Schöpfung aus dem Ruder lief, in der Gestalt Jesu ein Mensch; der entäußerte sich allen Eigenwillens, wurde vollkommen arm, ertrug geduldig die Schmähungen, Erniedrigungen und Foltern seines bitteren Leidensweges bis zum Tode am Kreuz. Jesu starb wie ein Verbrecher einen niedrigen und gemeinen Tod. Dass er dies alles willig auf sich nahm, offenbart, in welchem unbegreiflichem Ausmaß er sich von aller kreatürlichen Verhaftung gelöst hatte. Das untrügliche Merkmal der Gottwerdung Christi aber ist für Eckhart der Schrei Jesu am Kreuz, der seine äußerste Armut bezeugt und mit dem er sein Leben beendete: 'Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?' Denn Gott muss den verlassen, der selbst wieder Gott werden will. So verklärt sich für Eckhart der Tod Christi zur Gottesgeburt.

Muss man, um ein Gerechter zu werden, am Kreuz sterben? - Eckhart antwortet: natürlich nicht. Christus wurde seiner Weise gerecht, und seine Weise trug ihn in die höchste Vollkommenheit. Aber:

„Gott hat der Menschen Heil nicht an irgendeine besondere Weise gebunden. Was eine Weise hat, das hat die andere nicht. Das Vermögen aber hat Gott allen guten Weisen verliehen, und keiner guten Weise ist es versagt; denn ein Gutes ist nicht wider das andere. Nicht kann ein jeglicher nur eine Weise haben und nicht können alle Menschen die gleiche Weise haben, noch kann ein Mensch alle Weisen zugleich und eines jeden Weise haben. Ein jeder behalte seine gute Weise und beziehe alle anderen Weisen darin ein und ergreife in seiner Weise alles Gute und alle anderen Weisen.“

Was den neuen Menschen, den Gerechten, kennzeichnet, ist nicht sein äußerlich sichtbares Verhalten, sondern die innere Haltung. Seine vornehmste Tugend heißt Gelassenheit. Gleichmütig steht er in Liebe und Leid, in Glück und Unglück, seine Ruhe und Gelassenheit ist durch nichts zu erschüttern. Unbeirrbar ist sich der Gerechte des rechten Weges wohl bewusst. Was er auch tut - er setzt aus der unverrückbaren, sicheren Festigkeit seines inneren Richtpunktes an, und sein Tun und Lassen kann nicht anders als gerecht werden, so wie die Kreislinie gut werden muss, wenn der Zirkel fest in seinem Drehpunkt innehält. (Dieses überaus treffliche Gleichnis habe ich irgendwo aufgeschnappt, leider weiß ich nicht mehr, woher es stammt.)

Hier sind wir am Ende unserer Darstellung angelangt. Wenn wir die Lehre Meister Eckharts aus buddhistischer Perspektive noch einmal überblicken, ergibt sich der Eindruck, dass nur ein Pfadvollender einen solchen Weg lehren konnte. Man ist versucht, von einem christlichen Paccaka-Buddha, einem Einzelerwachten zu sprechen. Paccaka-Buddhas haben vergleichsweise wenige Nachfolger, Sammâ-Sambuddhas sehr viele; das Erwachen haben beide verwirklicht. Hätte Eckhart ein geistig waches, empfängliches Umfeld gehabt, wie tausend Jahre zuvor Gotamo Buddha, dann wäre seine Lehre als befreiende, beglückende Botschaft gewiss von zahlreichen Menschen aufgesogen, verstanden und praktiziert worden. Der Schatz im christlichen Acker ist noch nicht gehoben.

„Willst du den Kern haben, so musst du die Schale zerbrechen.“ - Die Schale, die möglicherweise Buddhisten Probleme machen könnte, besteht in Eckharts christlichen Begriffen. Die gleiche Schwierigkeit mögen Christen mit der buddhistischen Ausdrucksweise haben. Der Kern, den beide Heilslehren enthalten, ist offenbar derselbe. Nüchtern gesprochen kommt es darauf an, durch Offenheit und Hingabe den Bewusstwerdeprozess transparent werden zu lassen. Alles erdenklich Gute: hohe Verantwortlichkeit, liebende Güte, Selbstvertrauen und unvergleichliche Sicherheit entfalten sich aus der Einsicht, dass alle Kreatur und wir selber den gleichen Ursprung haben. Aus diesem Ursprung heraus werden wir von Moment zu Moment geboren, in ihn fallen wir wieder zurück. Alles Festhalten in diesem Tanz ist Illusion.

Jesus hat gesagt: Wer Ohren hat zu hören, der höre. Und vielleicht hören wir nicht allzu falsch, wenn für unsere Ohren Eckharts Lehre von der gleichen Wahrheit kündigt, von der der Buddha sagt (Anguttara Nikaya VIII/34):

Wer wissensklar sein Leben führt,  
vollkommen auch im Herzen ist,  
der wirkt nur vollkommene Tat  
und er erlangt vollkommenes Heil.

Die Welt erkennend, wie sie ist,  
hat er den rechten Blick erreicht,  
und rechtem Pfade folgend nach,  
zieht rechten Geistes er dahin.

Wer allen Staub geschüttelt ab,  
das Glück Nibbanas hat erreicht,  
der ist von allem Leid erlöst:  
Das aber ist das höchste Heil.